

Lektüre geeignete Literatur beigegeben, und unveröffentlichte Quellen sind zitiert. Ein Namensregister, kurze Kapiteleinleitungen, die ebenso wie die einzelnen Essays mit Literaturhinweisen enden, garantieren den wissenschaftlichen Wert dieses Buches als einen weiteren Studienband zur Landesgeschichte.

Gabriela Rothmund-Gaul

DOROTHEE BREUCKER und GESA INGENDAHL: **Blickwinkel. Leben und Arbeit von Frauen in Ravensburg. Ein historisches Lesebuch.** Silberburg Verlag Stuttgart 1993. 240 Seiten mit 80 Abbildungen. Gebunden DM 29,80

Aus weiblicher Perspektive wollen die beiden Autorinnen Stadtgeschichte schreiben und nennen das Ergebnis zweijähriger Arbeit danach *Blickwinkel*. Frauen treten in dem vorliegenden Band *aus dem Schatten der Geschichte heraus*, so die Autorinnen. Tatsächlich?

Wer die Situation «vor Ort», d. h. die Quellen einer zu schreibenden Frauengeschichte einmal sondiert hat, der weiß, wie schwer sich mann/frau heute mit der gerne beschworenen «Umkrempelung» der bislang so männlich geprägten Geschichte tut. Natürlich ist die Quellenlage selbst Indiz für die Notwendigkeit neuer Sichtweisen: Vorschläge für die Namengebung bei Straßen zu erarbeiten, ist bereits schwer, und wie hoch erscheint erst der Anspruch der Autorinnen, Frauen *aus dem Schatten der Geschichte heraustreten* zu lassen!

Die Revue beginnt mit einer Handwerkerfrau des 18. Jahrhunderts, die bei den Hungerunruhen der Jahre 1770/71 eine führende Rolle spielte. Die Autorinnen meinen im Rückblick, schimpfende Frauen in der Öffentlichkeit können wir uns heute nur schwer vorstellen. Doch erst das bürgerliche Zeitalter konstruierte ein auf Passivität (...) ausgerichtetes Weiblichkeitsideal (S. 27). Hiermit ist der Übergang gemacht zu einem Porträt der Biedermeierzeit mit dem Lob der Frau, die *nur arbeitet, um zu nützen und nicht um die Zeit zu vertreiben*, wie aus der Chronik eines Ehemannes zitiert wird. Ihr gegenübergestellt wird wiederum das Bild einer Putzmacherin, um zu zeigen, daß Ideal und (Berufs-)Wirklichkeit auch im 19. Jahrhundert deutlich auseinanderklafften. Es folgen Porträts der ersten Frauenrechtlerinnen und derjenigen Frauen, die als erste im bürgerlichen Bildungswesen eine bislang als «männlich» angesehene Karriere machten. Fremdarbeiterinnen und Frauen auf beiden Seiten – NS-Vereinigungen und kommunistischer Widerstand – der NS-Zeit schließen sich an. Ein besonderes Kapitel ist den Frauenvereinen und -vereinigungen gewidmet. Das Buch klingt aus mit einer Vorstellung der Fraueninitiativen der letzten sechszehn Jahre. Fraglich bleibt aber, warum die Jahre 1945 bis 1977 ausgeklammert bleiben.

Eine weitere kritische Anmerkung sei erlaubt. In manchen Passagen ist das Urteil der Autorinnen von den Auffassungen der dargestellten Frauen nicht zu unterscheiden: *Denn dort, wo der Kornpreis ungerecht ist (...), ist der Widerstand gegen diese Politik rechtens.* (S. 18) Hier ist eine

Identifizierung mit der «Heldin» doch etwas einfach geraten. Zu fragen wäre nach dem «gerechten Preis» und wie die Gerechtigkeitsvorstellungen damals mit der eigenen gesellschaftlichen Rolle zusammenhängen.

Immerhin: Die meisten der porträtierten Namen waren der bisherigen Ravensburger Stadtgeschichte unbekannt. Der Frauengeschichtsforschung sind ähnliche Projekte (und neue Quellen) zu wünschen. Mit dem ähnlich orientierten Karlsruher Projekt von 1992 kann auch diese Arbeit aus der «Provinz» als Beispiel für einen guten Ertrag der Forschungsarbeit und eine gute Präsentation der Ergebnisse empfohlen werden.

Ralf Beckmann

GABRIELE KREUZBERGER: **Fabrikbauten in Stuttgart. Ihre Entwicklung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg.** (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 59). Klett-Cotta Stuttgart 1993. 432 Seiten mit 145 Abbildungen und 51 Plänen. Pappband DM 45,-

Die nach 1850 auch in Stuttgart allmählich einsetzende und gegen Ende des Jahrhunderts schließlich rasant ausgreifende industrielle Entwicklung hat bis heute sichtbare Spuren im Stadtbild hinterlassen. Indes entsprach das Ergebnis dieses wirtschaftlichen Aufschwungs keineswegs jenem «Coketown», das der englische Schriftsteller Charles Dickens als Karikatur des ungebremsen Manchesterkapitalismus in seinem Roman *Schwierige Zeiten* beschrieb. Das Erscheinungsbild Stuttgarts wurde nicht von qualmenden Schloten und verrußten Straßenzügen bestimmt. Der Grund hierfür lag aber nicht nur in der Rohstoffarmut des Landes, die eine Schwerindustrie gar nicht erst entstehen ließ. Hierfür sorgte vielmehr auch der Einfluß von Gesetzen und Vorschriften – wie dem Ortsbaustatut 1871 und 1897 – sowie der ad-hoc-Charakter der Stuttgarter Stadterweiterungen. Nicht zuletzt aus der stückweisen Ergänzung der Bebauungspläne resultierte eine durchmischte Bebauung der Straßenzüge, so daß sich hier mehrstöckige Fabrikbauten neben Wohnhäusern befanden. Schließlich machte nach der Jahrhundertwende die Eingemeindung von Cannstatt oder Untertürkheim – hier gab es bereits Industriequartiere – die Ausweisung von weiteren Industriezonen im Stadtgebiet überflüssig.

Vor dem Hintergrund der skizzierten Rahmenbedingungen verfolgt die Verfasserin dieser am Kunsthistorischen Institut der Universität Stuttgart entstandenen Arbeit die Entwicklung der anfangs *noch vom Wohnhausbau geprägten Produktionsstätte zum Fabrikbau als eigenem Gebäudetyp*.

Konnte man um 1850 noch gar nicht unterscheiden, ob sich hinter den in der Regel verputzten und nach der Tradition des Klassizismus gestalteten Fachwerkfassaden ein Wohnzimmer oder ein kleiner Maschinensaal verbarg, so fiel dies nach 1874 schon leichter. Die seit diesem Jahr vorgeschriebene Massivbauweise der Gebäude ließ den roten Backstein als preisgünstigstes Baumaterial erschei-

nen. Zwar wurden die Ziegel gleichermaßen im Wohnhausbau – vor allem im Mietwohnungsbau – verwendet, doch sorgte bereits die Ausprägung bestimmter, vom industriellen Herstellungsprozeß beeinflusster Bauformen für eine Unterscheidungsmöglichkeit. Die Autorin hat aus der Masse der gesichteten Bauakten vier Grundformen – Geschoß-, Flach-, Hallen- und Gefäßbauten – herausgefiltert, die für sich oder in Kombination eine industrielle Gebäudenutzung augenfällig machten. Sie betont in diesem Zusammenhang aber auch die Entwicklung im Bereich der Fassadengestaltung der Hauptgebäude, die zunehmend mit Rückgriff auf das Angebot historistischer Schmuckelemente erfolgte und um die Jahrhundertwende ihren Höhepunkt erreichte.

Indes läßt sich die Ausformung des Stuttgarter Fabrikbaus zu einem eigenständigen Gebäudetyp vor allem in der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts nicht ohne weiteres geradlinig verfolgen: *Mehrere Strömungen existierten parallel nebeneinander, so daß die einzige Gemeinsamkeit der Fabrikbauten dieser Zeit darin bestand, daß sie sehr verschieden voneinander waren* (S. 59). Auch wenn die damalige internationale Architekturdiskussion den Fabrikbau zwischenzeitlich als Aufgabe entdeckt hatte, so erschwerte das Nebeneinander heimischer wie internationaler Einflüsse – hier sind die Elemente der Stilbewegung, der «Schule von Chicago» oder des sogenannten Heimatstils in Verbindung mit dem Einfluß der beauftragten Architekten zu nennen – die bauliche Spurensuche doch auf den ersten Blick erheblich.

Die Verfasserin läßt sich jedoch nicht abschrecken und arbeitet statt dessen einen neuen «Bautrend» heraus, der ihrer Meinung nach bereits vor 1910 immer deutlicher zu Tage tritt. Die symmetrische Gliederung der Gebäude zur Mittelachse hin sowie die vertikale Abfolge deutlich voneinander abgesetzter Sockel-, Geschoß- und Dachzonen bilden nun die stilistischen Charakteristika der Stuttgarter Fabriklandschaft.

Das Angebot der Autorin, diese Merkmale des eigenständigen Gebäudetyps Fabrik als Synthese unterschiedlicher Stilformen zu deuten und mit dem Begriff eines «neuen Klassizismus» zu fassen, erscheint als interessante Diskussionsgrundlage – mindestens so lange, bis eine Untersuchung über den Stuttgarter Fabrikbau seit 1918 und dessen theoretische Wurzeln vorliegt. Es bleibt abzuwarten, ob eine solche Arbeit die Dekade vor 1918 weniger als Endphase einer bis ins 19. Jahrhundert zurückreichenden Entwicklung versteht oder eher als Formierungsphase jener neuen Entwicklung im Fabrikbau interpretiert, die auch für die Verfasserin mit dem Ende des Ersten Weltkriegs einsetzt, die sie jedoch aus verschiedenen Gründen nicht berücksichtigen will (S. 13).

Dieser Einwand darf jedoch nicht den Eindruck erwecken, als ob Gabriele Kreuzberger gleichsam im luftleeren Raum operiere. Der überwiegende Teil des Buches sucht die Entwicklung am konkreten Beispiel aufzuzeigen. Nach sieben Branchen gegliedert, werden insgesamt 86 (!) Firmen auf ihr zeitweiliges Erscheinungsbild bzw. ihre Bautätigkeit hin untersucht und einzeln vorgestellt. Neben der gebotenen baugeschichtlichen Informations-

fülle besticht das Buch auch durch seine reichhaltige Bebilderung. Zudem erfährt man ein passantes Anregendes über die Geschichte oder Produktionsweise alteingesessener bzw. längst verschwundener Stuttgarter Industriebetriebe.

Freilich ist nicht auszuschließen, daß sich mancher Leser an Firmenbesichtigungen erinnert fühlt, die er schon selbst miterlebt hat: Er wird vor manch interessantes Gebäude geführt, die Tore werden vielleicht auch geöffnet, doch der dahinter liegende Raum wird nicht ausgeleuchtet, – es bleiben Fragen offen. Vielleicht interessiert ihn, weshalb denn in der Regel *Kraftmaschinenräume mit Marmortafeln und messingfunkelnden Anzeigeninstrumenten* (S. 42) ausgestattet oder Bierbrauereien noch 1904 *als mittelalterliche Burgen mit Zinnen und Ecktürmen errichtet wurden* (S. 60). Baustatuten und ökonomische Zwänge machen keine Vorschriften dieser Art. Die Beschreibung dieses Zustands und einige Andeutungen bezüglich der Rahmenbedingungen können der Neugier, die nach der dahinterstehenden Denkweise aller Beteiligten – Bauherren wie Architekten – fragt, nicht genügen. Vielleicht empfinden manche Leser auch die Ausführungen über die wirtschaftliche Situation in Württemberg vor der Jahrhundertmitte als zu oberflächlich; so war beispielsweise die «Zentralstelle für Handel und Gewerbe» gewiß kein Verein, sondern eine Behörde.

Bevor diese Wünsche nach vertiefender Information der Arbeit als Defizit angelastet werden, sei die Lektüre des Vorworts empfohlen. Hier heißt es fast allzu bescheiden: *Die Arbeit will nur ein kleiner Mosaikstein im Bild jener Zeit der Industrialisierung sein* (S. 9). Es gelingt dem vorliegenden Band, nicht nur einen wesentlichen Teil dieses Bildes von Stuttgart zu ergänzen, sondern er bietet zudem eine ganze Palette von Anregungen für weitere Untersuchungen.

Roland Schurig

Udo RAUCH (Hrsg.): **Zwischen Ammer und Neckar. Das Tübinger Stadtbild im Wandel.** (Tübinger Kataloge, Band 42). Stadt Tübingen, Kulturamt 1994. 188 Seiten mit 177 Abbildungen. Pappband DM 32,-

Welchen hohen kulturgeschichtlichen Stellenwert für die Stadtgeschichte eine über Jahrzehnte hinweg gewachsene Fotosammlung einnimmt, wird eindrücklich mit dem eben erschienenen Ausstellungskatalog *Das Tübinger Stadtbild im Wandel* vor Augen geführt. Der Leiter des Tübinger Stadtarchivs, Udo Rauch, legt zusammen mit sechs Autoren einen Sammelband vor, in dem an zwölf ausgewählten Beispielen die Entwicklung des Tübinger Stadtbilds nachgezeichnet wird.

Dem Titel des Bandes entsprechend wird die Entwicklung des Stadtbilds zunächst in zwei Beiträgen aus der Perspektive der Ammer und des Neckars untersucht. Udo Rauch zeigt in beeindruckender Weise die enorme Bedeutung des Ammerkanals für die wirtschaftliche Ent-